Die Bewohnbarkeit des Planeten Mars.

Der Mars, der Nachbarplanet unsrer Erde, zeigt mancherlei Züge, die ihn unserm eigenen Wohnsitz im Weltenraum wesensverwandt erscheinen lassen, die Vermutung nahelegen, daß er eine bewohnbare Welt sein könnte wie die Erde. Als nun im Jahre 1877 Schiaparelli in Mailand jene seltsamen schnurgeraden Linien auf diesem Planeten entdeckte, die man „Kanäle" genannt hat, war man hier und da geneigt, diese Gebilde für die Werke eventueller Marsbewohner zu halten. Seitdem hat der Streit um die Marskanäle, ihre Erklärung und ihre Bedeutung nicht mehr geruht. Während die einen den Nachbar unsrer Erde für eine von hochintelligenten Wesen bewohnte Welt halten und dafür mancherlei plausible Gründe anzuführen wissen, wird von andrer Seite nicht minder scharfsinnig nachzuweisen versucht, daß jener Planet dem Leben keine Heimstätte zu bieten vermag, daß von allem die Kanäle in der Form gar nicht vorhanden seien, in der wir sie zu sehen glauben In den letzten Jahren haben besonders zwei Astronomen diesen Kampf der Gegensätze durchgeführt: der Amerikaner Percival Lowell, der sehr umfangreiche Marsstudien gemacht hat und von der Bewohntheit des Mars überzeugt ist, und Sie Walter Maunder, der hervorragende englische Astronom und Direktor der Sternwarte zu Greenwich, der auf dem absolut entgegengesetzten Standpunkt steht. Es schien nötig, dem Leser diese Verhältnisse klarzulegen, ehe er mit der Lektüre der Maunderschen Auseinandersetzungen beginnt.

„Als die Erde zum Wohnort für den Menschen vorbereitet wurde," sagt Sir John Ruskin in seiner phantasievollen Weise in einem seiner Werke, „bedurfte es vermittelnder Schöpfungen. Zwischen der Dunkelheit und der Starrheit der Erdrinde und zwischen der Zartheit und Vergänglichkeit des Menschen wuchs das Blatt, breitete sich die Vegetation; zwischen dem leeren Himmelsraum mit seinen erhabenen, funkelnden Lichtern und der menschlichen Kleinheit und Schwäche kam die vermittelnde Wolke, kam das Luftmeer. Das ist eine poetische Definition für die Bewohnbarkeit einer Welt. Aber auch der Gelehrte kann sich dieser Auffassung anschließen, wenngleich er andre Worte gebraucht. Das fallende Blatt und die schwebende Wolke sind die Zeichen für die Bewohnbarkeit einer Welt, bewohnbar für Wesen (denn darauf kommt es doch für uns hauptsächlich an), die dem Menschen in körperlicher und geistiger Hinsicht ähneln. Ein Weltkörper, in dem der nackte kahle Fels dem Sonnenlichte ausgesetzt ist, ohne daß eine Luftschicht vermittelt, wird nie der Wohnort von hochentwickelten Geschöpfen sein. Das wichtigste Moment des Lebens ist die Fähigkeit, toten Stoff in sich aufzunehmen und ihn zu organischem Stoff in seinem eigenen Körper wieder aufzubauen, um so zu wachsen, zu leben und seine Energie zu erhalten. Der Unterschied zwischen dem Leben der Pflanze und dem Leben des Tieres liegt darin, daß die Pflanze direkt organischen Stoff verwenden kann, während das Tier zu seinem Lebensunterhalt eines Stoffes bedarf, der schon eine organische Veränderung durchgemacht hat. So setzt also das tierische Leben Pflanzenleben voraus, und Pflanzen können nur wieder da gedeihen, wo Wasser vorhanden ist, Wasser in flüssigem Zustande. So ist ein Ueberfluß an Wasser und ein Ueberfluß an Pflanzen notwendig, wenn höherentwickelte Formen des Lebens irgendwo in der Welt gedeihen sollen.

Aber Wasser in flüssiger Form existiert nur innerhalb enger Temperaturgrenzen. Auf der Erde gefriert das Wasser bei 0° und siedet bei 100° C. Jedoch liegen die Verhältnisse auf Erden so, daß die Durchschnittstemperatur fast überall das Vorhandensein des Wassers in flüssiger Form garantiert. Nur in den beiden Polarzonen, wo die Durchschnittstemperatur dem Gefrierpunkt naheliegt, wird das Wasser gewöhnlich in fester Form, als Eis und Schnee gefunden, und das Leben existiert an diesen Punkten unsres Planeten nur deshalb, weil ein halbes Jahr hindurch die Temperatur über dem Gefrierpunkt bleibt, weil ein Zustrom aus wärmeren Gegenden stattfindet.

Wenn wir uns also die Frage vorlegen wollen, ob der Planet Mars bewohnt ist, so müssen wir zuerst wissen, wie hoch auf diesem Planeten die durchschnittliche Temperatur anzusetzen sei. Da wir die Entfernung des Planeten von der Sonne kennen, so wissen wir, daß er noch nicht einmal die Hälfte von dem Licht und der Wärme erhält, welche die Erde von der Sonne empfängt. Suchen wir uns auf Erden eine Zone in der Nähe der Pole, die nur die Hälfte der Wärme erhält, die der Erdäquator empfängt, so läßt sich leicht ermitteln, daß diese Zone eine um 28° C. geringere Jahrestemperatur hat als der Aequator. Demgemäß müssen wir auch annehmen, daß die Durchschnittstemperatur auf dem Mars 28° niedriger ist als die der Erde, die etwa 15° beträgt. Daraus ergibt sich, daß die mittlere Jahrestemperatur unsres Nachbarsternes bei ungefähr 13° Kälte liegt, mit andern Worten: Wasser existiert auf dem Mars für gewöhnlich nur in fester Form, als Eis oder Schnee.

Indessen eine solche Welt, die ewig mit Schnee und Eis bedeckt ist, müßte offenbar im Sonnenlicht hellweiß funkeln wie ein Kristall; der Mars aber ist der „rötliche" Planet. Hier ist ein Widerspruch, und wir fragen uns, ob der Mars vielleicht überhaupt (wie der Mond) kein Wasser hat und uns nur nackte Felsen zeigt. Darauf aber müssen wir mit einem Nein antworten. Ein Blick auf die meisten Marsbilder zeigt, daß eine weiße Haube jeden Pol des Planeten krönt, und diese Haube ist so glänzend, daß sie im Fernrohr zuweilen wie ein heller Stern wirkt. Diese weißen Felder an den Polen des Planeten werden nun größer, wenn der Winter kommt, und schwinden beim Nahen des Sommers. Wir können daher nicht anders als annehmen, daß es sich hier um Eis und Schnee handelt. Diese Annahme wird noch dadurch unterstützt, daß man rings um diese weißen Regionen dunkle Massen auftreten sieht, wenn die Sommersonne den Pol bescheint; es macht in der Tat den Eindruck, als hätte sich das Eis in Schmelzwasser verwandelt. Aber diese Eiskappen des Mars sind nicht ausgedehnter als die auf der Erde, selbst zur Winterszeit und im Sommer schrumpfen sie ungemein stark zusammen, ja manche Partien verschwinden vollkommen, während an den Polen der Erde die Eismassen ewig liegen bleiben. Ist das nicht ein Beweis dafür, daß der Mars wärmer ist als die Erde? Hier müssen wir in Betracht ziehen, daß sich uns der Planet gewissermaßen von der vorteilhaftesten Seite gibt. Wir sehen ihn eben in seinen besten Zeiten. Er zeigt uns den Sommermittag seiner Wendekreise und verbirgt vor uns den „Winter seines Mißvergnügens".

Als Durchschnittstemperatur der Erde wird 15° C. angenommen, aber die Durchschnitts-Mittagstemperatur auf unsern Wendekreisen wird sich im Sommer wahrscheinlich auf etwa 38° stellen. Einen ähnlichen Unterschied haben wir auch auf dem Mars. Wir dürfen eben nicht nur die mittlere Jahrestemperatur des Planeten in Betracht ziehen, sondern auch den Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht, Sommer und Winter, Pol und Aequator. Diese Unterschiede aber müssen viel größer sein als auf der Erde, vor allen Dingen, weil den Planeten nur eine sehr dünne Luftschicht umgibt, die also die Ausstrahlung der Wärme in den Weltenraum ungemein begünstigt. Da der Mars kleiner ist als die Erde, ist auch seine Anziehungskraft eine viel geringere, und wenn er eine Atmosphäre von der Beschaffenheit der Erdatmosphäre hätte, so wäre sie noch in viel größere Höhen hinauf dichter als die oberen Partien der irdischen Lufthülle. Wäre dies der Fall, so könnten wir aber die Einzelheiten seiner Oberfläche nicht so deutlich durch die dichte Luftschicht hindurch beobachten, wie es tatsächlich möglich ist. Alle Oberflächendetails liegen so deutlich vor unsern Augen, wie etwa die Oberfläche des Mondes, der keine Luft hat; ein klarer Beweis dafür, daß die Lufthülle des Mars nur dünn und niedrig ist. Wir müssen annehmen, daß der Luftdruck auf dem Mars siebenmal geringer ist als auf der Erde. Dementsprechend müssen auch alle Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht usw. dort viel bedeutender sein.

Die Bewegungen im Luftmeer des Mars werden sehr langsam vor sich gehen; denn er empfängt nur wenig Wärme von der Sonne, und die schwereren Luftmassen werden nicht so stark zur Oberfläche des Planeten niedergezogen, weil seine Anziehungskraft, wie gesagt, geringer ist. Manche Schriftsteller haben von gewaltigen Staubstürmen und Wirbelwinden auf dem Mars gesprochen. Aber sie machen hier einen sehr unwissenschaftlichen Gebrauch von ihrer Einbildungskraft; denn niemals wird ein derartiger Aufruhr die ruhige, dünne Atmosphäre jener Welt trüben. Wenn bezweifelt wird, daß die Eiskappen des Mars wirklich unter dem Einfluß der Sommersonne fortschmelzen, so habe ich darauf eine zweifache Antwort: die Schnelligkeit, mit der jene Kappen vergehen, ist der klarste Beweis dafür, daß die Sonnenstrahlen hier nicht auf große Eismassen wirken. Es gibt in der Tat keinerlei Beweise dafür, daß jemals beträchtliche Schneefälle auf dem Mars stattfanden. Bei der außerordentlich niedrigen Temperatur des Marswinters, einer Temperatur, die weit unter derjenigen stehen muß, die jemals in Sibirien empfunden wurde, wird auch das kleinste Teilchen Feuchtigkeit sofort zu Rauhreif werden und wird dann durch seine weiße Farbe Schnee und Eis vortäuschen. Anderseits ist es nicht ausgeschlossen, daß in manchen Gegenden des Planeten zu gewissen Zeiten die Temperatur wenige Stunden ein ähnliche Höhe erreichen kann wie hier bei uns, und da auf dem Mars infolge des niedrigen Luftdruckes das Wasser schon zwischen 40 und 50° statt wie bei uns bei 100° sieden kann, braucht es nicht wunderzunehmen, daß die dünnen Rauhreifschichten der Oberfläche zu solchen Zeiten sehr schnell schmelzen und verdunsten. Diese Ansicht über die Beschaffenheit des Planeten wird durch eine Beobachtung unterstützt, die in ähnlicher Weise schon häufig gemacht wurde. Es ist eine Eigentümlichkeit einiger Gegenden des Mars, daß sie morgens oder abends, also wenn die Sonne niedrig über ihnen steht, im Teleskop weiß statt rot werden, also offenbar irgendeinen Niederschlag empfangen, den der Frost färbt. Es kann sich hier kaum um etwas andres als um eine dünne Schnee- oder Rauhreifdecke handeln. Dabei sehen diese Gebiete ebenso hell aus wie die weißen Polarkappen. Es ist also wahrscheinlich, daß diese sich nicht wesentlich von ihnen in ihrer Beschaffenheit unterscheiden.

Unter solchen Bedingungen muß das Pflanzenleben selbst in seinen niedrigsten Formen die größten Schwierigkeiten haben, den Kampf ums Dasein auf jener Welt aufrecht zu erhalten. Aber für ein Leben von höherer Art müssen wir den Mars als gänzlich ungeeignet bezeichnen. Höher entwickelte Wesen verlangen ein heiteres Klima, eine dichtere, feuchtere Atmosphäre und einen weniger heftigen Temperaturwechsel. Und diese Bedingungen erfüllt ein größerer, dichterer Planet, unsre Erde, die mit Vegetation bedeckt ist und mit Luft umhüllt, die im reichsten Maße über die „schwebende Wolke" und das „fallende Blatt" verfügt. — — —

Bis auf 57 Millionen Kilometer vermag der Planet Mars der Erde „nahe" zu kommen. Aber man wird zugeben, daß das eine sehr ferne Nähe ist. Von dieser im astronomischen Sinne verhältnismäßig kleinen Entfernung vermag man sich kaum einen richtigen Begriff zu machen. Eine Sekunde verstreicht ungemein schnell. 57 Millionen Sekunden entsprechen aber schon 22 Monaten. Fast 4500 Erdkugeln nebeneinandergelegt, würden erst die zwischen dem Mars und der Erde liegende Strecke ausfüllen, und doch ist der Durchmesser unsrer Erde keine kurze Strecke; sie gleicht der Luftlinie von London nach Honolulu. Die ausgezeichnete farbige Darstellung des Planeten Mars nach einer Zeichnung von Antoniadi zeigt uns seine Kugel sehr deutlich mit mancherlei Einzelheiten. Denken wir uns dieses Blatt 1200 Meter von uns entfernt aufgestellt, so sehen wir die dargestellte Marskugel dann in der Größe, die der Mars für das freie Auge wirklich hat, wenn er sich in größter Annäherung an die Erde befindet. Wir begreifen, daß es für uns keinerlei Möglichkeit gibt, bei einer so gewaltigen Entfernung jemals etwas über die Bauwerke eventueller Marsbewohner zu erfahren.

Wir haben nun freilich das Fernrohr, aber es vermag die Schwierigkeiten nur zu vermindern, nicht aufzuheben; denn in den besten Fernrohren sehen wir den Mars nur so groß, wie sich uns Antoniadis Farbentafel in einer Entfernung von etwa 5 Meter präsentiert. Ebensowenig wie ein Kind mit einem Jahrmarktsfernrohr irgendwelche Entdeckungen auf der Sonne oder auf dem Monde machen könnte, vermögen wir mit unsern heutigen Instrumenten direkte Beweise für das Vorhandensein von Marsbewohnern zu erbringen.

Wenn nun der Mars unter besten Bedingungen mit einem Fernrohr von mittlerer Größe betrachtet wird, so zeigt er interessante Details. Der Planet ist da mit einem Netzwerk von langen, schmalen Linien bedeckt, die nach einer geometrischen Ueberlegung angeordnet scheinen und einem Spinnwebennetz nicht unähnlich sehen. Dieses eigenartige Liniengewirr dünkt nun den Professor Lowell, den Astronomen der Flagstaff-Sternwarte in Arizona, so „unnatürlich", daß er es als einen Beweis für das Vorhandensein und die Tätigkeit hochintelligenter Wesen auf unserm Nachbarplaneten ansieht. Er erklärt, daß diese feinen Linien, die allbekannten Marskanäle, künstliche Wasserwege sein müßten, oder aber die Vegetationsgürtel, die die Ufer solcher Wasserwege einsäumen, sich längs ihnen hinziehen und von ihnen bewässert werden. In dem ersten Teil unsres Aufsatzes wurde gezeigt, daß die Durchschnittstemperatur dieses Planeten überall unter dem Gefrierpunkt des Wassers liegt, so daß seine Seen Eis bis zum Grunde sind. Eine solche Welt kann kein passender Wohnort für Lebewesen sein, ausgenommen vielleicht für die allerniedersten und unentwickelten Formen, und eine Welt, auf der der Frost herrscht, kann kein Land sein, wo riesenhafte hydraulische Ingenieurarbeiten notwendig sind und ausgeführt werden können.

Dennoch existiert das Netzwerk der Kanäle und wenn es, wie wir eben gesehen haben, nicht den Ingenieuren des Mars sein Dasein verdankt, wie wollen wir es dann erklären? Nun, diese Erklärung ist einfach: Diese Kanäle, diese Linien sind Wahrnehmungstäuschungen unsres Auges. Sie sehen nur sehr regelmäßig aus, weil der Mars so weit von uns entfernt ist und weil uns naturgemäß so ihre Unregelmäßigkeiten entgehen. Eine gerade Linie ist der kleinste Gegenstand, den wir auf große Entfernung noch bemerken können, und so erscheinen uns umgekehrt leicht viele kleine Gegenstände als gerade Linien. Die Erklärung für diese schmalen geraden Kanäle des Mars liegt also in den 57 Millionen Kilometer, die uns im besten Falle von dieser Welt trennen. Es ist bekannt, daß man einen Telegraphendraht gegen den Himmelshintergrund noch ziemlich weit sehen kann. Wir sehen ihn noch aus einer Entfernung, die 200,000 mal größer ist als die eigne Dicke des Drahtes; um einen technischen Ausdruck des Astronomen zu gebrauchen: wir sehen ihn dann unter einem Winkel von einer Bogensekunde. (Wie wenig das ist, wird man begreifen, wenn man bedenkt, daß die Mondscheibe einen Durchmesser von 1866 Bogensekunden hat.) Im September des Jahres 1896 bildete sich auf der Sonne eine lange Reihe von Flecken. Dem freien Auge erschienen diese Gebilde als eine lange, gerade Schramme, im Fernrohr aber löste sich diese Linie in lauter kleine Striche und Flecke auf, die deutlich getrennt voneinander erkennbar waren. So hängt die Sichtbarkeit aller Gebilde auf dem Mars eben von ihrer scheinbaren Größe ab. Sehen wir sie unter einem Durchmesser von nur wenigen Bogensekunden, so stellen sie sich uns als Linien, als „Marskanäle", oder als kreisrunde Punkte, als sogenannte „Oasen" dar.

Je näher wir einem Gegenstande sind, um so besser erkennen wir ihn. Die Wirksamkeit unserer Fernrohre hängt demzufolge wieder von ihrer optischen Kraft ab. Schiaparelli sah mit Fernrohren von 8 bis 12 Zoll Oeffnung zuerst diese Kanäle des Mars; Lowell beobachtet sie für gewöhnlich mit einem Fernrohr von 12 Zoll Oeffnung. Barnard dagegen und Antoniadi, die mit Teleskopen von 33 bis 40 Zoll Oeffnung arbeiten, sehen statt der Kanäle eine unendliche Zahl von verworrenen Einzelheiten, die an sich nichts mit regelrechten Linien zu tun haben oder gar irgendwelche künstliche Anordnung erkennen lassen. Auch die Photographien des Mars, die neuerdings mit dem großen Spiegelteleskop von 1½ Meter Durchmesser auf dem Mount Wilson-Observatorium in Amerika gewonnen wurden, lassen nichts derartiges erkennen, und so werden sich die ruhelosen Kanalgräber des Mars bald mit den Gnomen, Kobolden und andern Fabelwesen auf einer Stufe sehen."

— — — — — — — — —

Es sei gestattet, diesen Ausführungen des englischen Astronomen einige Worte hinzuzufügen. Man verfährt wohl am korrektesten, wenn man offen zugibt, daß die ganze „Marsfrage" von der heutigen Wissenschaft noch nicht definitiv beantwortet werden kann. Sowohl Lowell und seine Anhänger wie Maunder und die, die ihm beipflichten, können sich auf Irrwegen befinden. Auf den ersten Blick erscheint die Maundersche Erklärung der Marskanäle bestechend einfach; sie will dem nüchternen und logischen Geist vielleicht mehr zusagen als Lowells Ansicht, die eine gewisse Phantasie erfordert; dennoch aber vermag auch Maunder eine ganze Anzahl von Erscheinungen, die das Kanalsystem erkennen läßt, nicht zu deuten. So bleibt er uns mit seiner Ansicht auf die Frage die Antwort schuldig, weshalb die ganze Anordnung der Linien auf dem Mars so — sagen wir einmal — „planmäßig" ist, weshalb sich hie und da ganz bestimmte geometrische Figuren ergeben. Auch die von Schiaparelli und andern häufig beobachteten Verdoppelungen dieser Kanäle vermag er uns nicht zu enträtseln. — Freilich, daß dieses Liniengewirr von intelligenten Wesen herrührt, ist aus vielen Gründen höchst zweifelhaft, aber das besagt nichts gegen die Auffassung, daß auch andere Gestirne im Raum bewohnt sein können. Eine Sonderstellung kann die Wissenschaft der Erde nicht einräumen.

Zwei Gulden.

Skizze von **Balduin Groller.**

Moritz Wasserstoff litt an einer hoffnungslosen Liebe. Der ganze Mensch war hoffnungslos. Man konnte ja Mitleid haben mit ihm, aber in das Mitleid mischte sich doch auch, dieses abschwächend oder verdünnend, ein gewisser Aerger. Wenn einem Menschen so gar nicht zu helfen ist — das ist doch ekelhaft! Schließlich ist er auch selber schuld, oder eigentlich doch nicht, oder recht eigentlich und ganz genau erwogen am Ende doch. Ist das nicht ärgerlich, wenn man sich so den Kopf zerbrechen muß über einen Menschen, der einem wirklich leid tut und dem nun durchaus und durchaus nicht zu helfen ist?

Wasserstoff war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren und studierte Medizin an der Wiener Universität. Eine völlig hoffnungslose Geschichte. Er stand erst im zweiten Jahrgang, und die Aussicht, daß er sich bis zu seinem Diplom durchringen werde, war eine äußerst geringe. Und wenn auch! Wenn er schon sein Diplom hatte, wer sollte sich ihn zum Arzte wählen? Ein Mensch von schwächlicher, kleiner, verkümmerter Gestalt, schäbig gekleidet; denn er war bettelarm; mit einem nervösen Zucken im Gesicht, mit schadhaften Zähnen und namentlich mit seinem unglaublich festsitzenden, unausrottbaren polnisch-jüdischen Deutsch — einem solchen Menschen geht man lieber aus dem Wege, als daß man ihn eigens aufsucht und holt, zumal ja sonst wahrhaftig kein Mangel herrscht an tüchtigen Aerzten ohne derartige erschwerende Umstände.

Meister Billroth, der geniale Chirurg, hat sich einmal in einer Broschüre mit Bitterkeit über den massenhaften Zuzug der armen Studenten aus Galizien an die Wiener Universität ausgesprochen. In den heimischen Chassidenschulen verbildet und verkümmert, durch spätere opferreiche und qualvolle autodidaktische Bemühung notdürftig vorbereitet, in früher Jugend schon gebrochen, körperlich und geistig gleich untauglich und dabei meist entsetzlich arm, nehmen sie die Last des Studiums auf sich, das ja doch meistens ein ganz aussichtsloses ist.

Wenn dann das Unvermeidliche eintritt, sie scheitern, inzwischen meist auch für ein ehrliches Handwerk und auch für andere Berufe verdorben sind, dann ist eben nichts anderes erreicht, als eine neuerliche Vermehrung des traurigsten des wissenschaftlichen Proletariates. Der große Gelehrte hat ob seines Buches mancherlei Anfechtung erfahren, war es doch noch zur Zeit der liberalen Hochflut, daß er es veröffentlichte. Es wurde ihm bös verargt, und groß war das Geschrei, das sich erhob. Ja, er mußte etwas Wasser in den Wein seines Zornes gießen und öffentlich erklären, daß er es so und nicht so gemeint habe, aber — genau erwogen — ganz unrecht hat er doch nicht gehabt.

Moritz Wasserstoff gehörte zu jenen Unglücklichen, die der Bildungstrieb und die verheißungsvolle Ahnung einer andern, besseren und lichteren Welt aus der trüben Heimat getrieben hatte. Ein edles, aber verfehltes und törichtes Streben. Wer bei einem modernen Marathonlauf mittun will, der muß dazu zweierlei mitbringen: die Tauglichkeit von Haus aus und die entsprechende Vorbereitung. Ohne diese zwei unerläßlichen Vorbedingungen ist die Beteiligung Wahnsinn — er wird sicherlich am Wege liegen bleiben oder günstigsten Falles sich lange vor dem Ziele als geschlagen bekennen müssen.

Wasserstoff war schon seit mehr als vier Jahren an der Universität inskribiert, aber über den zweiten Jahrgang war er doch noch nicht hinausgekommen. Einmal war es ihm mit den Kollegiengeldern nicht zusammengegangen, dann wieder hatte er kein rechtes Glück gehabt mit den Vorprüfungen aus der Mineralogie, Botanik und Zoologie, dann war es wieder was andres, kurz, es ging dabei ein Semester ums andere in die Brüche. Aber er hoffte noch immer weiter, freilich nicht ganz so zuversichtlich, wie früher, und über die rosigen Zukunftsbilder begannen sich so nach und nach und schon langsam den Glanz trübende Schleier zu breiten.

Seine Wohnung hatte er nun schon seit zwei Jahren im Pappenheimer Hof in der Brigittenau. Der Pappenheimer Hof ist ein stattliches Zinshaus mit vier Stockwerken, gut gehalten und Treppen und Gänge von blitzblanker Sauberkeit, ein Verdienst der riegelsamen Hausmeisterin, Frau Kathi Bruckner, die da das Zepter führte. Nicht daß sie selbst die Treppen aufgerieben und alle groben Arbeiten selbst verrichtet hätte, obschon sie tüchtig mit zugriff, wo es not tat, aber sie hielt darauf und schaute dazu. Sie hatte eine Bedienerin aufgenommen für die schwere Arbeit — sie konnte es tun, da die Sperrgelder in dem großen Hause recht reichlich flossen — und da genügte es, wenn nur ihre Autorität über dem Ganzen schwebte. Und diese Autorität wußte sie auch zur Geltung zu bringen. Wenn die Kohlenmänner Kohlen oder die Mägde zum Mittag- oder Abendessen Bier zutrugen und es sich dabei ereignete, daß schwarze Kohlenstückchen auf die Treppen fielen oder etwas von dem braunen Biere auf das blank gescheuerte Gestein herausträufelte, da gab es immer ein Strafgericht, daß nur so das ganze Haus widerhallte. Dem Donnerwetter folgte immer feierliche Stille. Die Mädchen schlüpften scheu in die Wohnungen, und die muskelgewaltigen Kohlenmänner schlichen sich in ihrem Schuldbewußtsein still davon und drückten sich, so gut es ging, um eine neuerliche Attacke herum. Denn mit Frau Bruckner war, wenn sie zorngerötet und noch immer auf die „Bagage" scheltend herumwetterte oder sonst gerade schlecht aufgelegt war, nicht gut Kirschen essen.

Und wenn sie dann mit blitzenden Augen und roten Wangen — ich glaube, kein Mensch auf der weiten Welt vermag leidenschaftliche Monologe so gut herauszubringen, wie eine in ihren heiligsten Gefühlen beleidigte Hausmeisterin — ihre Wohnung betrat, da richteten sich aus einer dunklen Ecke zwei schwarze Augen auf sie in stiller, glühender Bewunderung, in brennendem Verlangen, die Augen Moritz Wasserstoffs.

Er war ihr Zimmerherr. In dem stattlichen, lichten Hause bewohnte er eine kleine, dunkle Kammer, die sie „zu verlassen" hatte, wie man in Wien sagt, seitdem vor einigen Jahren ihr Mann gestorben war. Die gutherzige Hausfrau hatte ihr den Posten belassen auch nach dem Tode der Mannes, der bei seiner Tagesbeschäftigung als Bankdiener doch nicht viel auf das Haus schauen konnte, und weil Frau Bruckner auch allein hinreichende Gewähr für die pflichtgemäße Obsorge bot. Sogar das wurde ihr auf ihre Bitte gestattet, daß sie die Kammer „verlassen" durfte. Und da fügte es sich, daß Moritz Wasserstoff ihr Zimmerherr wurde.

Sie vertrugen sich ganz gut miteinander. „Ich weiß nicht, was die Leut' immer zu reden haben," pflegte sie zu ihren benachbarten Berufsgenossinnen anläßlich so manchen willig herbeigeführten „Standerls" zum Tratschen zu sagen, „mein Jud is a ganz a rarer Herr; da gibt's kein Klag." Es gab wirklich keine.

Es wird ein ewig ungelöstes Rätsel und ein ungelüftetes Geheimnis bleiben, wie Wasserstoff es zusammenbrachte, immer am Ersten seine Miete zu bezahlen, aber er brachte es zusammen, und wie er im übrigen hungerte und darbte, das konnte niemand so recht genau erfahren, auch Frau Bruckner nicht. Essen muß der Mensch nicht, kalkulierte er bei sich, aber, wenn man bei der Frau Bruckner wohnt — die Miete muß man pünktlich bezahlen, und wenn man das Geld mit den Händen aus der Erde graben müßte.

Ein Mensch, der so kalkuliert, ist verliebt. Wasserstoff war es, rasend, gierig, leidenschaftlich. Eine nicht bezahlte Miete hätte die Gefahr der Trennung heraufbeschwören können, und Wasserstoff hätte lieber den Tod erduldet, als die Trennung. Von seinen Gefühlen hatte Frau Bruckner nicht die leiseste Ahnung. Er hütete sich wohl. Denn außer dem kolossalen Hohngelächter — mein Gott, verhöhnt hatte man ihn ja schon genug im Leben! — war noch etwas anderes, viel Schrecklicheres zu gewärtigen — wieder die Trennung.

So unbegreiflich war Wasserstoffs Leidenschaft durchaus nicht. Frau Bruckner war groß und üppig von Gestalt; sie überragte ihren Zimmerherrn gut um Haupteslänge. Gutmütig, wie sie im Grunde trotz ihres vielen und lauten Scheltens war, lachte sie gern, wobei ihre prachtvollen Zähne vorteilhaft zur Geltung kamen. Dann spielten in ihren Augen auch fröhliche Glanzlichter, und nicht nur die Augen lachten mit, sondern das ganze Gesicht, ja, die ganze große, ungeschnürte Gestalt. Besondere Sorgfalt wandte die etwa dreißigjährige Frau nur ihrem gelben, goldglänzenden Haar zu, das immer nett und nicht ohne Kunstfertigkeit so geordnet war, daß es für das gesunde und ansprechende Milch- und Blutgesicht eine hübsche Bekrönung und Umrahmung bot. Feine goldige Nackenlöckchen kosten den edel gezeichneten Hals, der weiß und rund war, wie der eines Kindes. Sonst hielt sie, an Werktagen wenigstens, nicht viel auf Toilette. Eine dünne rote Bluse schmiegte sich um ihre imposante Büste, und der blaugraue Rock, der sogar einen Ansatz zur Schleppe aufwies, lieh ihrer Gestalt, wenn sie ausschritt, etwas Königliches. Die Arme trug sie im Hause stets bloß, um sich leichter zu tun bei ihren vielen Hantierungen. Es waren mächtige Arme von nicht unedler Plastik.

Stundenlang konnte Wasserstoff auf dem Lugaus in seiner dunklen Kammer, selbst unbemerkt von ihr, lauern, um sie zu beobachten und ihren Bewegungen mit brennenden Blicken zu folgen. Er lebte wie im Fieber. Diese Thusnelda-Figur hatte es ihm angetan. Was in ihm brannte, das war die Gier, die Sehnsucht der unterdrückten, getretenen Rasse, das war das Tschandala-Element, das nach Befreiung, nach Erlösung lechzt durch die Vereinigung, Verschmelzung mit der freien, starken, gesunden Rasse.

Eines Tages wurde Wasserstoff von seinem Beobachterposten aus Zeuge einer Szene, die sein lebhaftes Interesse in Anspruch nahm. Die Türe seiner Kammer war halboffen, so daß er jedes Wort hören konnte, und der Vorhang an der Türe — es war nämlich eine Glastüre, die das bißchen Licht in den Raum einließ, der sonst keine Fenster hatte — war ja immer mit besonderer Achtsamkeit so gerichtet, daß der Beobachter, ohne sich selbst preiszugeben, alles überblicken konnte.

Frau Bruckner hatte tags zuvor in ihrer Wohnung gründlich herumgestöbert und sich nun von der Straße einen jüdischen Hausierer hereingewinkt, der durch die laute, eintönige Rufe seine besondere Geneigtheit kundgegeben hatte, irgendwelche Geschäfte abzuschließen, seien sie welcher Art immer. Frau Bruckner hatte fürchterliche Musterung gehalten. Da waren noch einige Dinge, die ihr im Wege standen oder ihr sogar noch Motten ins Haus züchteten — die letzten Reste des Nachlasses von ihrem Seligen; sein eiserner Waschtisch, sein Rasierzeug, ein Winterrock, ein Paar Stiefel und sonst noch einige geringfügige Effekten, als vornehmstes Stück darunter ein alter Zylinderhut.

Der Mann der Geschäfte trat innerlich erfreut ein. Die Zeiten sind schlecht; die Gelegenheiten werden immer seltener — um so erfreulicher, wenn sich eine darbietet. Er hielt es aber für angemessen, seine Freude nicht erkennen zu lassen. Es war angezeigter, von vornherein den Kummer zu markieren über das jedenfalls schlechte Geschäft, das er hier machen werde.

Die Sachen seien gar nichts wert, meinte er nach einer kurzen, geringschätzigen Prüfung, die nur die Bestimmung hatte, die Erwartungen der Verkäuferin möglichst tief herabzustimmen, aber weil die Frau eine gar so schöne und liebe Dame sei, wolle er etwaige Verhandlungen nicht ganz von sich weisen. Frau Bruckner gestand zu, daß es keine besonderen Kostbarkeiten seien, die sie darbiete, aber etwas sei der Kram ja doch wert und sie wolle ihn einmal aus der Wohnung draußen haben.

Es gab ein scharfes Feilschen, als es zur Preisbestimmung kam. Unter einer Flut von Schwüren, Beteuerungen und herzbewegenden Klagen versicherte der Hausierer, daß er für den ganzen Krempel unmöglich, ganz und gar unmöglich mehr als acht Gulden geben könne. Man schuftet und schindet sich wie ein Hund, und wenn man abends todmüde nach Hause komme, habe man nicht einmal das trockne Brot verdient — das Leben sei überhaupt kein Leben.

Frau Bruckner hörte teilnahmsvoll zu. Ihr gingen die herzzerreißenden Klagen nahe, und obschon sie sich selbst vorgenommen hatte, auf ihrer Hut zu sein, gab sie doch einer inneren Regung nach und sagte, daß sie gerne einen Gulden nachlassen und sich mit sieben begnügen wolle, da es ihm nun doch einmal so schlecht ginge. Sie tat auch ein übriges. Sie hieß den Mann sich setzen und trug ihm einen Imbiß auf. Es wird ihm doch wohltun, dem armen Hascher, dachte sie sich. Mit dem Imbiß hatte sie freilich kein rechtes Glück. Es war ein „Schweinskarbonnadel", das ihr vom letzten Abendessen übrig geblieben war. Seine einschlägigen Aufklärungen fand sie stichhaltig. „A Religion muß der Mensch haben," sagte sie, „alleseins was für eine, wenn er nur eine Religion hat!"

Als es zum Bezahlen kam, stellte es sich heraus, daß der Hausierer überhaupt nur fünf Gulden im Vermögen hatte. Wie er auch seine sämtlichen Taschen durchsuchte, es fand sich nicht mehr vor.

„Wenn Sie mir nicht trauen, schöne Frau," sagte er, „so lasse ich die Sachen einstweilen hier. Ich laufe in die Leopoldstadt, verschaffe mir die zwei Gulden, und hole sie dann ab."

„Wozu sollen Sie erst den weiten Weg machen! Nehmen S' die Kramuri nur mit; Sie werden mir die zwei Gulden schon bringen."

Seine Schwüre, daß er die zwei Gulden „heute noch" bringen werde, drohten, sich ins Endlose zu verlieren; Frau Bruckner aber schnitt sie ab, indem sie einfach sagte: „Schon gut; Sie werden mich nicht betrügen."

Und dann half sie ihm noch beim Aufpacken und gab ihm zum Abschied die Hand.

Moritz Wasserstoff hatte die Szene mit wachsender Aufregung verfolgt. Als der Hausierer sich entfernt hatte, begab er sich zu Frau Bruckner hinein, um mit ihr zu reden. Das erste, was er ihr vorzuhalten hatte, war, daß sie die Sachen zu billig hergegeben hätte.

„Das weiß ich eh," meinte sie gutmütig; „aber weil's gar so ein armer Teufel war!"

Gut, aber ob sie denn gar so sicher sei, daß er die zwei Gulden bringen werde.

„Ganz sicher!"

„Schwören möchte ich doch nicht darauf."

„Das wär' ja die höchste Schmutzerei!" eiferte sie. „Nein, arme Leut' sind gewöhnlich nobler, als die Noblichten."

Als Wasserstoff abends nach Hause kam, war seine erste Frage, ob der Mann mit den zwei Gulden dagewesen sei.

„Nein; er wird schon kommen," lautete die kurz abweisende Antwort.

Wasserstoff schlief in dieser Nacht nicht. Der Mann mit den zwei Gulden ging ihm nicht aus dem Kopf. Seine Aufregung wuchs, als er so dalag, und sie steigerte sich zu einem förmlichen Fieber. Der Mann wird nicht kommen, sagte er sich immer und immer wieder vor. Und er ahnt nicht, was er für ein Verbrechen begeht. Der Schuft, der Schuft! Er verdiente aufgehängt zu werden! Er versündigt sich an seinem ganzen Volk!

Am nächsten Vormittag blieb er eigens zu Hause, um abzuwarten, ob der Mann kommen werde. Er wartete vergebens. Abends fragte er wieder — er war nicht gekommen. Er knirschte mit den Zähnen. Frau Bruckner nahm die Sache aber gar nicht tragisch und blieb gleichmütig dabei: „Er wird schon kommen!"

„Ich fürchte, daß er Sie betrügen wird, Frau Bruckner," sagte er, „Sie schon betrogen hat."

Sie sann eine Weile nach, dann erwiderte sie: „Ich glaub's noch immer nicht, und wenn er's wirklich tät — wie schrecklich arm und unglücklich muß ein Mensch sein, bevor er so etwas tut!"

Sie ahnte nicht, welche Wirkung ihre Worte auf Moritz übten, zu welcher Größe sie vor ihm aufwuchs in ihrer Milde und Barmherzigkeit. Was ihn bei der kleinen Schurkerei so erregt hatte, das war eine Art Solidaritätsgefühl, und nun empfand er das gute Wort wie einen Segen — nicht für sich allein.

Wieder verging die Nacht wie im Fieber und wieder der Vormittag im vergeblichen Warten. Da suchte er sich den einzigen Ueberrock hervor, den er hatte, und unterzog ihn einer fachmännischen Untersuchung. Der Rock war — er war Kenner — auch für den Wiederverkäufer noch seine drei Gulden wert. Er wollte ihn, wenn's nicht anders ging, für zwei Gulden an den Mann bringen.

Als er, von Frau Bruckner unbemerkt, aus dem Hause schleichen konnte, machte er sich eilig davon, und in der Judengasse, diesem Emporium des Welthandels mit alten Kleidern, schlug er seinen Rock los, es ging nicht anders, für zwei Gulden.

Nach Hause zurückgekehrt, fragte er wieder hastig, ob der Hausierer dagewesen sei, und als er wieder eine verneinende Antwort erhielt, da schlug er sich vor den Kopf, lachend über die eigene Vergeßlichkeit. Der Mann sei dagewesen, vormittags, gerade als Frau Bruckner mit den Bodenschlüsseln fortgewesen sei, und habe ihm — es sei zu dumm, daß er im Moment gar nicht daran gedacht hätte — die zwei Gulden für Frau Bruckner übergeben.

Frau Bruckner nahm die zwei Gulden, dankte ihm, und als er sich wieder in seine Kammer zurückgezogen hatte, schüttelte sie den Kopf über seine offensichtliche Verwirrung.

Am Abend beim Standerl erzählte sie ihren Berufsgenossinnen die ganze Geschichte. Wie man sich halt doch immer in acht nehmen müsse, schloß sie. Wenn sie nicht zufällig ihren Zimmerherrn fragt, ob er nicht die zwei Gulden von dem armen Hausierer gekriegt hätte — wer weiß, ob sie sie je im Leben gesehen hätte. So sind die Leut'!

Wortkarg.

Ein schwäbischer Bauer fährt mit seinem Sohn aus der Gegend von Geislingen nach der Residenz.

Bald nachdem sie den Zug bestiegen, deutet der Sohn auf die Felder hinaus und sagt:

„Da, guck emol, Vatter, der scheene Hafer!"

Der Vater schaut zum Wagenfenster hinaus, erstaunt über den kräftigen Hafer, der bei ihnen auf der Albhochebene droben noch weit geringer und spärlicher steht.

Nach anderthalb Stunden Schweigens ist die Hauptstadt erreicht. Die beiden erledigen ihre Geschäfte, was bis gegen Abend getan ist. Nunmehr setzen sie sich wieder in einen Bummelzug, um nachhause zu fahren.

Der Zug fährt durch das Neckartal. Voller Interesse blicken die zwei wieder zum Fenster hinaus. Die Reben interessieren sie, die saftigen Wiesen, die Obstgärten. Doch nicht in dem Maße, daß einer der beiden ein unnützes Wort über das Gesehene verlieren würde.

So fährt der Zug weiter und weiter, ohne daß Vater und Sohn ein Wort miteinander wechseln.

Nach anderthalbstündiger Fahrt erblicken sie wieder das schöne Haberfeld. Dann steht der Bauer auf, um seine Pakete aus dem Netz zu nehmen, da sie bei der nächsten Station aussteigen müssen.

Dabei sagt er zum Sohne:

„Und der Weize!"

— Gourdin Smith & Co., eine der ältesten Firmen der Baumwollbörse in New Orleans, sind gestern mittag fallit erklärt worden.